

Leseprobe

Nina Döllerer

ZESSALONN

Die Legenden der Samerier
Teil 1

Roman

*Gewidmet der Fantasie.
Weil sie grenzenlos, bedingungslos
und unbezwingbar ist.*

»Nareth! Bring die verdammten Waren endlich aufs Schiff. Die Herren wollen ablegen!«

»Du siehst doch, dass ich längst dabei bin«, maulte Nareth leise vor sich hin. Er bemühte sich, trotz der schweren Kiste in seinen Händen, schneller zu gehen.

Auf dem klaren Wasser des Agleon, der direkt an seiner Heimatstadt Solim vorbeifloss, lag besagtes Schiff vor Anker. Es ähnelte mehr einem Kahn als einem Schiff, aber aus Erfahrung wusste Nareth, dass es nicht ratsam wäre, die Seeleute auf diesen Umstand aufmerksam zu machen. Als Hafendarbeiter Kritik an einem Schiff zu äußern, war der Gesundheit nicht sehr zuträglich. Wer es doch tat, kam im besten Fall mit einem blauen Auge davon.

Während Nareth Kiste um Kiste an Bord brachte, saß Bermar bequem auf einem Stapel frisch gelieferter Wolle und beobachtete ihn.

Nareth störte das wenig. Er war es gewohnt, dass der Vorarbeiter seines Vaters alles im Auge behielt, ohne selbst mitzuhelfen. Außerdem war Bermar ihm tausendmal lieber, als sein Vater, Noron.

Mühsam wuchtete er die letzte Kiste an Bord, wo einer der Seeleute sie aufnahm und im Laderaum verstaute.

Nareths Rückenmuskulatur entspannte sich mit einem schmerzhaften Ziehen, als er sich aufrichtete und streckte.

Verdammte Schleppelei! Wenigstens hatte er heute Nacht auf einer Matratze geschlafen, was seinem Rücken sehr zugutegekommen war.

Normalerweise verbrachte er die Nächte in der Scheune neben dem Haus. Ohne Matratze und Kissen, nur mit einer zerfetzten Decke, die kaum Schutz vor der nächtlichen Kälte bot.

Im Moment waren Freunde seiner Eltern zu Besuch, weshalb sein Vater so tat, als wäre Nareth der geliebte älteste Sohn. Er bekam zu essen und durfte in einem Zimmer im Haus schlafen, von dem Noron behauptete es sei Nareths. Zudem gab sein Vater sich bereits ein paar Tage im Voraus Mühe, keine bleibenden Spuren auf Nareths Gesicht zu hinterlassen.

Zu seinem Leidwesen würden Marid und Aros heute wieder nach Hause aufbrechen, ohne zu ahnen, dass für ihn dann wieder der harte Alltag begann.

Bevor er dazu kam, den nächsten Tag zu fürchten, entdeckte er in der Ferne eine am Flussufer sitzende Gestalt. Samila!

Er warf einen sehnsüchtigen Blick zu seiner besten Freundin hinüber. Wie gerne würde er jetzt zu ihr gehen und mit ihr reden. Aber die Waren, die er zu verladen hatte,

stapelten sich noch immer mannshoch auf dem Kai.

Daneben thronte Bermar pfeiferauchend auf seinem Wollstapel.

Er hatte Nareths Blick bemerkt und musterte ihn prüfend.

»Was stehst du herum? Es wartet noch eine Menge Arbeit auf dich. Das Schiff muss morgen fertig sein.«

»Gib mir ein paar Stunden, Bermar. Bis morgen früh wird alles verladen sein, versprochen! Mein Vater wird sich heute ohnehin nicht blicken lassen. Bitte!«

Der Hafenarbeiter verzog mürrisch das Gesicht. »Dein Vater zieht mir das Fell über die Ohren, wenn er mitkriegt, dass ich so einen Ausflug erlaube.«

»Nein, er wird *mir* das Fell über die Ohren ziehen, aber das macht er ohnehin! Ich bitte dich! Wir haben Besuch, er wird nicht kommen und wenn doch, kannst du ihm sagen ich sei abgehauen. Das hat bisher auch funktioniert!«

Durch den dichten, schwarzen Bart des Vorarbeiters vernahm Nareth ein griesgrämiges Brummen. »Na dann hau schon ab, aber lass dich dieses Mal nicht wieder erwischen du elender Taugenichts!«

Grinsend sauste Nareth am Flussufer entlang davon. Er war unendlich froh, dass Bermar im Gegensatz zu seinem Vater ein raues Auftreten, aber einen gutmütigen Kern hatte.

Lautlos schlich sich Nareth an Samila heran, die mit dem

Rücken zu ihm, am Ufer des Agleon saß. Gedankenverloren blickte sie über den Fluss hinweg, während sie die Zehen spielerisch über die Wasseroberfläche gleiten ließ. Ihr langes rot-blondes Haar fiel ihr in Strähnen über die Schulter. Die Spitzen erzittern in der sanften Brise, die vom Wasser herüberwehte. Ein Lächeln breitete sich auf Nareths Gesicht aus. Dieses Mal würde er sie erwischen. Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen.

Wenige Schritte bevor er sie erreicht hatte, hielt er die Luft an. Er wollte nicht, dass das Geräusch seines Atems ihn verriet. Er streckte die Hände aus.

»Wenn du mich erschrecken willst, musst du dir schon mehr Mühe geben«, tadelte Samila. Lächelnd drehte sie sich zu ihm um.

Nareth ließ enttäuscht die Hände sinken. »Verdammt.«

Sie lachte. »Irgendwann muss ich dir zeigen, wie man sich richtig an jemanden anschleicht.«

Sie rückte ein Stück zur Seite, um ihm Platz zu machen. Lächelnd setzte Nareth sich neben sie. Für einen Moment schwiegen sie und genossen die wärmenden Strahlen der Sonne. Ihre Anwesenheit und das träge vorbeifließende Wasser beruhigten ihn.

»Was tust du denn schon hier? Es hat gerade erst vier geschlagen?«, fragte Samila nach einer Weile.

Normalerweise trafen sie sich erst in den Abendstunden,

wenn Nareth sich nach getaner Arbeit davonschleichen konnte.

»Mein Vater ist früher nach Hause, um seinen Besuch zu verabschieden. Ich soll das Schiff beladen und dann zum Essen kommen.«

Sie runzelte kritisch die Stirn. »Und du bist jetzt schon fertig? Noron gibt dir doch sonst viel mehr zu tun.«

Nareth schüttelte den Kopf. »Nein ich bin nicht fertig. Ich wollte mit dir reden, also hab ich alles stehen und liegen lassen und bin vorbeigekommen.«

Samila schien nicht glücklich darüber. »Noron bringt dich um, wenn du das Schiff nicht bis morgen früh beladen hast!«

»Das kann ich auch heute Nacht machen. Er wird erst morgen nachsehen, ob alles fertig ist.«

Sam zog die Füße aus dem Wasser und wandte sich ganz ihrem besten Freund zu. »Nareth, ich will nicht, dass du meinetwegen so ein Risiko eingehst! Wenn er dich erwischt, schlägt er dich wieder halb tot.«

Nareth schlug die Augen nieder. Im Grunde genommen hatte sie recht. Wenn Noron herausfand, dass er sich wieder einmal davongeschlichen hatte, würde er ihn das bitter bereuen lassen. Allerdings schlug sein Vater ihn ständig – völlig egal, was er tat. Noron fand immer einen Grund ihn leiden zu lassen, also konnte er die wenigen Augenblicke mit seiner einzigen Freundin auch genießen.

»Das Risiko ist es mir wert. Am Ende läuft es ohnehin auf dasselbe hinaus.«

Samila schüttelte bedrückt den Kopf. »Wenn ich nur wüsste, wie ich dir helfen kann ... ich ... «

Nareth unterbrach sie sanft: »Sam. Du hilfst mir in jeder Sekunde, die ich hier mit dir verbringe! Ohne dich wäre ich längst wahnsinnig geworden.«

»Das verstehe ich ja«, gab sie mit belegter Stimme zu, »aber ich würde gerne mehr tun. Ich kann es nicht ertragen, dass du so leidest! Warum tut er das? Ich meine ... das macht doch alles überhaupt keinen Sinn! Mit Arex und Sirio geht er doch auch nicht so um.«

Arex und Sirio waren Nareths jüngere Brüder. Zwillinge, die mit ihren Streichen ganze Städte unterhalten könnten. Und obwohl sie sich im Wesentlichen nicht von Nareth unterschieden, behandelte Noron sie, wie jeder gute Vater seine Kinder behandelte. Für seinen ältesten Sohn hingegen hatte er nichts als Verachtung übrig. Von morgens bis spät in der Nacht schickte Noron ihn zum Hafen, wo er sich die Hände blutig schuftete. Und wenn er abends völlig erschöpft nach Hause zurückkehrte, konnte er froh sein, wenn er ohne blaue Flecken davonkam.

»Ich weiß es nicht. Ich habe aufgehört, mir Gedanken darüber zu machen. Ich beschränke mich darauf, es zu ertragen.«

Samila schwieg. Es machte sie unendlich traurig, ihren besten Freund so dasitzen zu sehen, während sie nichts tun konnte, außer ihm Gesellschaft zu leisten.

Lange Zeit blieb es still. Sam wartete geduldig. Sie wusste, dass er viel mehr auf dem Herzen hatte. Er würde mit ihr reden, wenn er bereit dazu war.

»Ich kann nicht mehr!«, brach es schließlich aus ihm heraus. »Ich hatte immer die Hoffnung, dass sich eines Tages alles ändert, dass ich herausfinde, was ich falsch gemacht habe. Ich verstehe es einfach nicht.«

Tiefes Mitleid zeichnete sich in Sams Augen ab, als sie ihm tröstend eine Hand auf die Schulter legte.

Nareth musste die Tränen zurückdrängen. Ihr Mitgefühl brachte Emotionen zutage, die er sonst vor anderen verbarg. Außer ihr hatte er niemanden, dem er etwas bedeutete. Arex und Sirio ausgenommen, aber sie waren zu jung und sorglos, um zu verstehen, wie schlecht es ihrem großen Bruder ging.

»Sprich weiter«, meinte sie sanft.

Nareth dachte nach. Es war verflucht schwer, das alles in Worte zu fassen. »Manchmal glaube ich, ich könnte mit all dem leben, wenn ich nur wüsste, was los ist. Früher habe ich immer gedacht er ist enttäuscht, weil ich mir nicht genug Mühe gebe. Dann hab ich ein einziges Mal mehr getan, als er mir aufgetragen hat, und alles was ich dafür bekommen habe, war eine weitere Tracht Prügel.«

Sams Augen funkelten zornig, als er ihr das erzählte, doch sie unterbrach ihn nicht.

»Ich habe einfach nicht die leiseste Ahnung, was los ist, und nicht die geringste Chance etwas zu verändern. Ich bin nichts weiter als sein Sklave. Ich kann so nicht leben.«

»Dann tu's nicht.« Das war das erste Mal, dass Sam ihn unterbrach.

Verzweifelt raufte er sich die dunklen Haare. »Wenn ich mich wehre, wird es nur schlimmer.«

Während sich die Verzweiflung durch sein Herz grub, beobachtete Nareth einen Marienkäfer, der sich abmühte, aus dem Dickicht der Grashalme ins Licht zu klettern. Vorsichtig fischte er den kleinen Krabbler aus der Wiese. Froh über die Hilfe erklimm der Käfer Nareths Handrücken, bis hinauf zu seinen Fingerkuppen. Dort klappte er seine roten Flügelchen auf und schwirrte mit leisem Brummen über den Fluss davon.

Fliegen müsste man können!, dachte Nareth wehmütig während seine Augen dem davonschwebenden Marienkäfer folgten.

Sams Frage riss ihn aus seinen Gedanken. »Warum gehst du nicht einfach?«

»Was?«

»Was hast du zu verlieren? Pack dir ein paar Sachen zusammen und verschwinde von hier.«

Nareths Blick richtete sich wieder zu Boden auf das grüne

Dickicht. Er dachte oft über diese Dinge nach. Doch etwas hielt ihn zurück. Er war in Solim geboren worden, er war hier aufgewachsen und kannte nichts anderes. Er war nie in der Schule gewesen, hatte keinen Beruf erlernt. Wohin sollte er gehen?

»Erinnerst du dich an Marid und Aros?«, fragte er nach einer Weile brütenden Schweigens.

»Das Händlerpaar, das seit gestern bei deinem Vater zu Besuch ist?«

Nareth nickte. »Aros ist ein Kollege meines Vaters. Er hat ein sehr erfolgreiches Geschäft in Zessalonn, mit mehreren Schiffen und Karawanen. Er hat mich gestern Abend gefragt, ob ich ein paar Wochen bei ihm arbeiten möchte, um Erfahrungen zu sammeln. Das sei nützlich, wenn ich eines Tages Vaters Geschäft übernehmen sollte.« Nareth lachte trocken. »Dass Vater lieber seine ganzen Güter verbrennen würde bevor sie mir in die Hände fallen, ist ihm gar nicht aufgefallen.«

Sam horchte interessiert auf. »Das erzählst du mir jetzt erst? Was hast du geantwortet?«

Nareth seufzte. »Nichts. Das hat mein Vater übernommen. Er hat gemeint, er könne mich nicht entbehren, jetzt, da der Frühlingshandel losginge. Du hättest sein Gesicht sehen sollen. Er hat ausgesehen als würde er gleich anfangen, Feuer zu speien. Er wird mich niemals gehen lassen.«

Sam packte ihn entschlossen bei den Schultern und drehte ihn zu sich herum. »Nareth! Aros hat dir angeboten, eine Weile für ihn zu arbeiten! Und du sitzt noch hier?«

Nareth blickte ihr verwirrt in die Augen. »Was soll ich denn machen? Wenn Noron mich findet, bringt er mich um.«

Sam rüttelte ihn kräftig durch. »Nareth! Wenn Aros und Marid so freundlich waren, dann nehmen sie dich sicher für eine Weile auf! Zessalonn ist eine riesige Stadt, dort wird er dich niemals suchen!«

Nareth seufzte. Seit Aros ihm gestern dieses Angebot gemacht hatte, dachte er dasselbe, trotzdem fürchtete er sich im Moment mehr vor der Freiheit, als vor den Schlägen seines Vaters. Sam ließ seine Schultern los. Ihre Stimme wurde sanfter.

»Ich weiß, dass das nicht einfach für dich ist, du wurdest hier geboren, deine Mutter und deine Brüder leben hier, aber niemandem du wirklich etwas bedeutest, würde von dir verlangen noch länger hier zu bleiben. Du hast mehr als genug gelitten. Denk darüber nach, ja?« Sie blickte ihn eindringlich an, bis er vorsichtig lächelte und nickte.

»Das werde ich.«

Langsam kehrte das Lächeln auch auf ihr Gesicht zurück.

Sie saßen noch lange da, sprachen über dieses und jenes, bis Nareth einen Blick auf die sinkende Sonne warf und erschrocken hochfuhr.

»Verdammt! Ich bin spät dran! Hast du übermorgen Zeit?«

Sie nickte. »Geh jetzt! Und pass auf dich auf.«

Nareth war schon aufgesprungen und rannte davon. Geschickt wich er den Menschen auf den Straßen aus, während er durch den Ort hastete. Er blieb nur kurz stehen, um auf die große Uhr der Gemeindehalle zu sehen. Fünf Minuten nach Fünf. Nareth fluchte. Hoffentlich war Noron gut gelaunt, sonst würde er gehörigen Ärger bekommen. Schwer atmend erreichte er das Haus am Rande der Stadt. Die drei Treppen, die zur Haustür hinaufführten, nahm er mit einem Sprung.

Im Flur blieb er kurz stehen, um sich für die Strafpredigt, die kommen würde, zu wappnen, dann bog er nach rechts in den großen Wohnraum.

Seine Mutter, seine Brüder und Noron saßen am Tisch beim Essen. Nareth schluckte, und blieb in der Mitte des Zimmers stehen. Keine Spur von Marid und Aros.

»Du kommst zu spät«, sagte Noron ohne von seinem Teller aufzublicken.

Eines war sicher – gut gelaunt war er nicht!

»Unsere Gäste wollten sich von dir verabschieden, Nareth«, mischte sich seine Mutter rasch ein und bestätigte damit Nareths schlimmsten Befürchtungen. »Sie haben bis zuletzt auf dich gewartet.«

Bevor Nareth etwas zu seiner Verteidigung vorbringen

konnte, blickte Noron auf. »Wo bist du gewesen?«, zischte er aufgebracht.

»Ich habe das Schiff beladen.« Nareth versuchte überzeugend zu wirken, scheiterte aber kläglich.

Noron fuhr sich durch die blonden Haare, dann erhob er sich und kam langsam auf seinen Sohn zu. Nareth wich zurück, bis er mit dem Rücken zur Wand stand.

»Ich war am Hafen. Du hast noch nicht einmal mit der Arbeit angefangen und trotzdem kommst du zu spät! Also noch einmal: Wo bist du gewesen?« Noron wusste nichts von Sam und Nareth würde sich hüten ihm von ihr zu erzählen.

»Ich ...« Er kam nicht weit. Was sollte er auch sagen? Es gab keine sinnvolle Ausrede, die Noron ihm abgekauft hätte.

»Marja, bring die Kinder nach oben!«, befahl Noron leise. Zitternd atmete Nareth aus. Wenn sein Vater Arex und Sirio fortschickte, hatte er mit dem Schlimmsten zu rechnen. Die Stühle scharrtten über den Boden, als die Zwillinge und Marja sich erhoben.

Kurz bevor sie durch die Tür waren, drehte Marja sich noch einmal um. »Noron, lass ihn doch. Er kann das Schiff auch morgen ...«

»Ihr sollt nach oben gehen!«, donnerte Noron. Marja warf ihrem Sohn einen traurigen Blick zu, bevor sie, Arex und Sirio vor sich herschiebend, den Rückzug antrat.

Als sie verschwunden waren, kam Noron noch näher.

»Was ist nur so schwer daran, sich an meine Anordnungen zu halten?«

Nareth hätte beinahe aufgelacht. *Anordnungen?! Befehle trifft es wohl besser*, dachte er grimmig. Trotzdem senkte er den Blick und schwieg. Seltsamerweise war seine Angst mittlerweile verflogen.

»Sieh mich gefälligst an, wenn ich mit dir rede!«, fuhr Noron ihn aufgebracht an.

Nareth hob den Blick. »Wieso? Triffst du mich sonst nicht?«

Für einen Augenblick war Noron sprachlos. Dann schoss seine Linke nach vorn und schloss sich um Nareths Kehle. Seine Rechte folgte so schnell, dass Nareth nicht einmal zusammenzucken konnte. Der Hieb riss ihn von den Füßen und er schlug hart auf dem Dielenboden auf.

»Wag es nie wieder so mit mir zu reden! Neunzehn verdammte Jahre lang habe ich dich großgezogen, dir zu essen und einen Schlafplatz gegeben und doch zeigst du kein bisschen Respekt.«

Nareth rappelte sich taumelnd auf. »Respekt? Respekt für einen Mann, der zu keinem Gefühl fähig ist außer Wut und Verachtung?! Du verdienst keinen Respekt.« Nareth wusste nicht, warum er es heute wagte, Noron ins Gesicht zu sagen, was er dachte, aber er tat es. Und obwohl er wusste, dass es dumm war, genoss er den Anblick von Noron, dem die Zor-

nesröte ins Gesicht schoss.

Aus dem Augenwinkel sah Nareth, wie sein Vater die Fäuste ballte. Er zuckte nicht zurück.

»Du undankbarer Bastard!« Diese Worte waren die letzten, die Nareth hörte, bevor es dunkel um ihn wurde.

Das aufgeregte Quieken einer Maus holte Nareth aus seiner Bewusstlosigkeit. Ein Stein drückte ihm unangenehm in den Oberschenkel. Um den lästigen Kiesel loszuwerden, wälzte er sich auf die Seite. Er stöhnte auf. Ihm tat alles weh. Sein Kopf dröhnte, als würde ein Schmied darauf herumhämmern und ihm war übel.

Nach einiger Zeit schaffte er es, sich aufzusetzen und sich an einen der Balken zu lehnen, die das Dach der Scheune stützten. Als seine Umgebung aufhörte sich zu drehen, wagte er es, sich den Staub aus den Augen zu wischen. Sobald er den rechten Arm zu weit anhob, fuhr ihm ein stechender Schmerz durch die Seite. Vorsichtig riskierte er einen Blick an sich hinab. Sein Hemd hing in blutigen Fetzen von seinem Körper. Er vermied es, nachzusehen, wie er darunter aussah.

Er konnte sich nicht erklären, wie er hierher gekommen war, bis er die Schleifspuren auf dem staubigen Boden entdeckte. Noron musste ihn den ganzen Weg vom Haus bis zur Scheune am Handgelenk hinter sich hergezogen haben.

Grimmig erhob er sich. Nareth hatte es satt. Die Schmerzen, die Angst – selbst die Scheune, die immer sein einziger Rückzugsort gewesen war, wollte er nicht mehr sehen. Er dachte an Sam.

›Denk darüber nach‹, hatte sie gesagt. Warum sollte er noch darüber nachdenken? Sie hatte recht behalten, wie so oft. Das Einzige, das ihn all die Jahre lang von der Freiheit getrennt hatte, war er selbst gewesen. Was konnte nach diesem Abend noch schief laufen? Warum sollte er bleiben? Hier erwarteten ihn nur Erniedrigungen.

Wenn er blieb, war es sicher, dass man ihn schlug, wenn er ging, war es nur eine von vielen Möglichkeiten. Die Wahrscheinlichkeit, dass es ihm besser gehen würde, war auf jeden Fall größer, wenn er verschwand.

Der Entschluss, einfach fortzulaufen, traf ihn mit solcher Wucht, dass er sich bremsen musste, nicht Hals über Kopf davonzustürzen.

Humpelnd schlich er aus der Scheune. Draußen war es tiefe Nacht. Nur der Mond beschien seinen Weg.

Die Nächte waren noch immer unangenehm kalt. Die frische Brise nahm ihm jedoch etwas von seinen Kopfschmerzen, also beschloss er, sich nicht zu beklagen.

Der feuchte Sand von der Straße klebte an seinen Stiefeln und knirschte, als er die hölzernen Stufen zur Veranda hinaufstieg.

Nareth zog den Schlüssel aus der Hosentasche, den seine Mutter ihm einst heimlich zugesteckt hatte.

Er hatte ihr schwören müssen, ihn nur im Notfall zu gebrauchen. Was sie damals mit einem Notfall gemeint hatte, war Nareth nicht ganz klar gewesen. War nicht sein gesamtes Leben ein Notfall? Er versuchte sich die Reaktion seines Vaters vorzustellen, wenn er von dem Schlüssel erfuhr. Trotz seiner Angst musste Nareth über das Bild lächeln, das ihm vorschwebte. Vorsichtig betrat er die Diele und hoffte, das alte Holz würde um seinetwillen keinen Laut von sich geben. Links befand sich das Büro seines Vaters. Das letzte Mal hatte er diesen Raum vor acht Jahren betreten. Als sein Vater ihn dabei erwischt hatte, hatte er Nareth überdeutlich gemacht, dass er dort nichts zu suchen hatte. Leise trat er hinter den protzigen Schreibtisch. Ein unangenehmes Kribbeln lief ihm über den Rücken. Was würde sein Vater tun, wenn er ihn jetzt sehen könnte? Nareth verdrängte den Gedanken. Er öffnete die Schublade zu seiner Rechten und nahm zwei Bögen Papier heraus.

Erst jetzt fielen ihm die beiden Medaillen im hinteren Teil der Schublade auf. Er fragte sich, wo sein Vater diese Dinge wohl gekauft hatte und wie viel er dafür hingeblickt hatte, denn er hatte Noron nie etwas tun sehen, das eine solche Ehrung verdiente. Er zog die Feder aus dem silbernen Halter und krakelte in seiner ungeübten Schrift einen kurzen Ab-

schiedsbrief an seine Mutter und seine Brüder. Auf das zweite Blatt schrieb er nur zwei Wörter: *Danke* und *Zessalonn*.

Mit den Briefen in der Hand verließ er das Arbeitszimmer und zog leise die Tür hinter sich zu. Als Erstes stahl er sich vorsichtig die Holzterrappe nach oben zum Zimmer seiner Brüder. Erschrocken zuckte er zusammen, als das alte Buchenholz ein leises Ächzen von sich gab. Er fluchte lautlos. Leise öffnete er die Tür, die ins Zimmer seiner Brüder führte. Die beiden schliefen tief und fest. Für einen Moment tat es ihm leid, die beiden Kindsköpfe zurücklassen zu müssen. Dann drückte er den schwarzhaarigen Jungen einen Kuss auf die Stirn und legte den Brief neben Sirio unter die Decke.

»Wo willst du hin?«

Verdammt. Sirio war aufgewacht. Nareth ging neben dem Bett in die Hocke, um seinem Bruder in die Augen sehen zu können. »Verzeih. Ich wollte dich nicht wecken.«

Nareth zog den Brief unter der Decke hervor und drückte ihn Sirio in die Hand. Der Junge umschloss den Brief, als könne er Nareth dadurch aufhalten.

»Viel Glück«, flüsterte er. In seinem Augenwinkel glitzerte eine Träne. Nareth lächelte tröstend, dann zog er ihn in eine herzliche Umarmung.

»Passt gut aufeinander auf, ihr beiden. Ihr werdet mir fehlen! Sag Arex dass ich ihn lieb habe, in Ordnung?«

Sirios Lippen zitterten, aber er nickte tapfer. Nareth stahl

sich die Treppe hinunter. Er holte sich etwas zu essen, seinen warmen Mantel, eine Decke, sein zweites Paar Stiefel und stopfte alles in seinen Rucksack, bevor er endgültig die Tür hinter sich schloss, und in die kalte Nacht verschwand.